Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Kleinodien
Autor: Widmer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575007

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Städte, und ihre hagern Gestalten begegnen dem Auge an allen Ecken der Straßen. Zerlumpte Männer, abgemagerte Frauen und nackte Kinder stehen bettelnd da, und ihr Jammerruf: „Barinja, radi boga, dai kussotschek chljeba!" (Gute Frau, um Gottes Willen, gib ein Stückchen Brot!) klingt wie ein dumpfer Seufzer zu dem fröhlichen Gezwitscher der Frühlingsschwalben.

Manchem Jesiden gelingt es, durch kleine Handlangerdienste oder auch als Musikant den Unterhalt für sich und die Seinigen zu erwerben und, dank seiner unglaublichen Genügsamkeit, sogar etwas Geld für den Winterbedarf zurückzulegen. Solche rühmen sich eines besondern Ansehens unter ihren Landsleuten und werden in der Heimat geachtet und beneidet.

Max Tilke, Winterthur.
Jeside aus Alexandropol im Kaukasus. Aquarell.

Die Kleidung der Tifliser Jesiden unterscheidet sich nur wenig von derjenigen der Kurden. Eigenartig dagegen ist die Haartracht der Frauen und Mädchen. Vierzehn dünne Zöpfe, deren Enden durch eine Perlenschnur verbunden sind, fallen lose unter dem großen Kopftuch über den Rücken und gleichen in ihrer tadellosen Regelmäßigkeit, mit den bunten Steinen und Glasstückchen, die sie schmücken, den langen Fransen jener Kopfbedeckung, die man bei uns im Sommer den Pferden über die Ohren zieht. Einmal im Monat, so erzählte eine Jesidin, wird das Haar gekämmt, frisch rötlich gefärbt und wieder in vierzehn Zöpfe geflochten. Dies ist meistens die Arbeit der alten Großmutter, der nebst vielen andern Pflichten auch die obliegt, die Häupter ihrer Lieben mit geschickten Fingern aufs schönste zu ordnen.

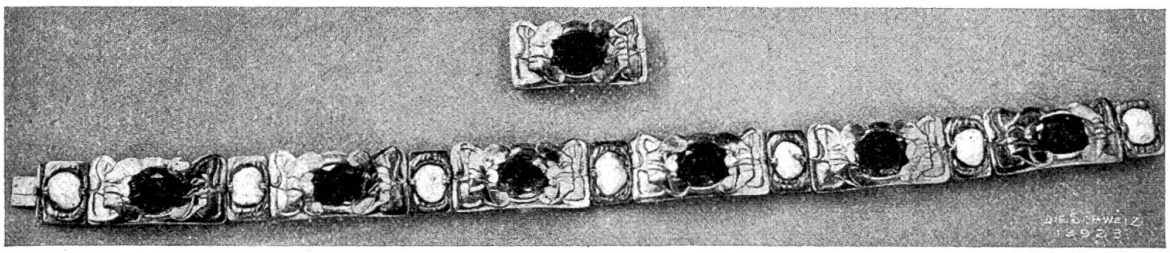
Wie alle Orientalinnen lieben die Jesidinnen, sich mit allerlei Ketten, Armbändern, Ohrringen und unzähligen Fingerringen zu schmücken; diese bilden ihren großen Stolz und sind für sie die Quelle ungeahnter Glückseligkeiten. Nur die alten Matronen und die ehrwürdigen Frauen der Priester verzichten auf diese vergänglichen Schätze der Welt. Weiße Gewänder, schwarze Tücher und ein dunkler Gürtel genügen ihren bescheidenen Ansprüchen; doch wissen ihre jungen Schwestern gar wohl, daß niemand so gut die Geheimnisse der Toilette kennt wie diese weisen Sibyllen, und sie holen sich gerne bei ihnen manch heimlichen Rat und wirksames Kräutlein für die kleinen Uebel ihres in kindlichen Träumereien dahinfließenden Lebens.

Lydia Bagdasarianz, Winterthur.

Kleinodien.

Mit zehn Reproduktionen.

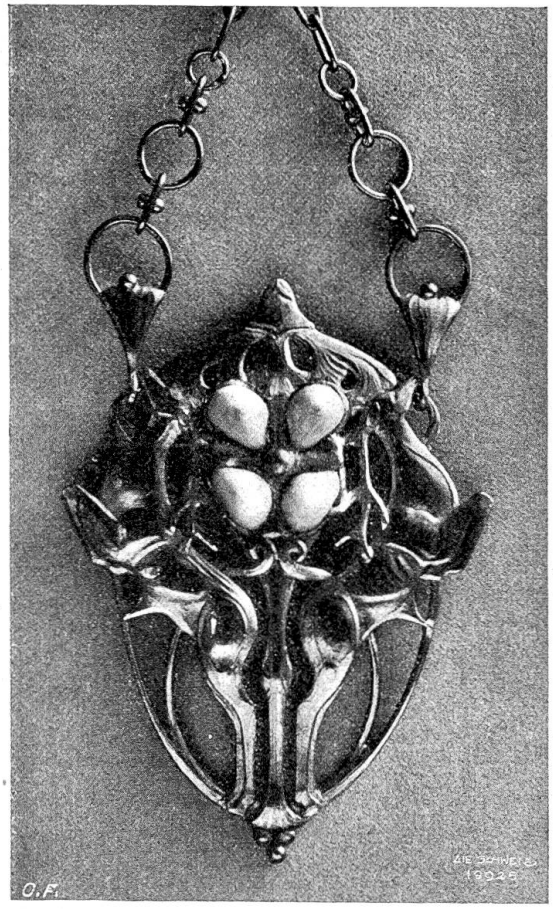
Unter allen schweizerischen Ausstellungssälen ist mir die „Goldene Rose" in Neuenburg ans Herz gewachsen. Eine angenehme Schau folgt der andern, und die beiden Räume an der lebendigen Straße in dem gemütlichen alten Haus sind so heimelig. In solchen Stuben ist es, als ob sich alles besser reimte als in Aulen und Palästen. Da braucht man keine Kunst von der andern zu trennen. Malerei, Bildnerei aller Art, Töpferei, Stickerei und was es nur an Kunst und Kunstgewerbe gibt, geht in einem fort Bund um Bund ein, wie es im Leben und in jedem richtigen Wohnhaus der Fall ist oder wenigstens sein sollte. Ein feiner Geschmack sorgt immer dafür, daß sich die mancherlei Dinge vertragen oder gar gegenseitig nützen. Am liebsten aber unter den ständig ausgestellten und im-



Ernest Röthlisberger, Neuenburg. **Armband.**

mer wieder erneuerten Gegenständen sind mir die Kleinodien von der Hand des Neuenburger Metallkünstlers Ernest Röthlisberger.

Kleinodien! Das biblisch-königliche Wort weckt sofort gewaltig-unheimliche Vorstellungen von irdischer Macht und Einsamkeit, Größe und Gefahr. Und mittelalterliche Bilder von der eisernen Krone der Lombarden an bis hinauf zu der selbsterrungenen des kühnen Korsen in der neuern Zeit melden sich unserm Gedächtnis in der Bizarrheit ihres Formenwandels an. Davon ist nun freilich im Schrein, der Röthlisbergers Werke birgt, nichts zu spüren. Ja, nach der Spannung, die das Schlagwort „Kleinodien" mag erregt haben, nehmen sie sich, bescheiden, diesseits der Legende, fast nüchtern aus. Jedem Gegenstande sieht man unverkennbar an, welchen Dienst oder Staat er zu tun und zu machen hat. Gerade diese Eigenschaften, die Ruhe und Unaufdringlichkeit des Stils, die Greifbarkeit des Zweckes, die Sachlichkeit der Aufführung machen mir diesen Künstler und seine Erzeugnisse so wert.



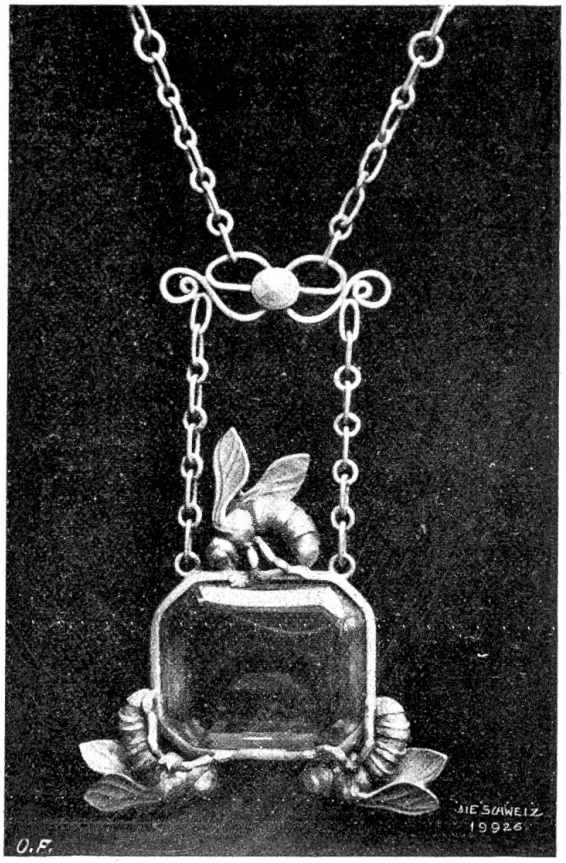
Ernest Röthlisberger, Neuenburg.
Anhänger (mit Hirschen).

Wir haben es mit Spangen, Nadeln, Ketten, mit Bändern, Broschen, Uhren, mit Falzmessern, Petschaften, Ringen, mit Schnallen, mit Stockgriffen, mit Bechern, Sieben, Kannen, Zangen, Schalen zu tun. Also mit lauter Dingen alltäglichen nützlichen und ziervollen Gebrauches. Da ist nichts Außerordentliches zu betonen, also auch nichts Seltsames zu erfinden, und so ist das Handlichste und Einfachste just das Beste. Immer stellt sich auch dem Künstler das rechte Bild, die gegebene Form zur Zeit und wie von selber ein, und aus dem reinen Zweckbewußtsein, das sich fragt, wie sorg ich, daß diese Sache leicht, nützlich und gefällig sei, das also wesensfremden Formelkram und Sorgenfalten über eine möglichst rätselhafte Erfindung gleicherweise ausschließt, stellt sich die schöne, runde Ausführung als das Hauptziel dar.

Ein Album ist schon heute mit Abbildungen des noch jungen Künstlers anzufüllen, für die Bücherei; und im Silberschranke ganze Fächer.

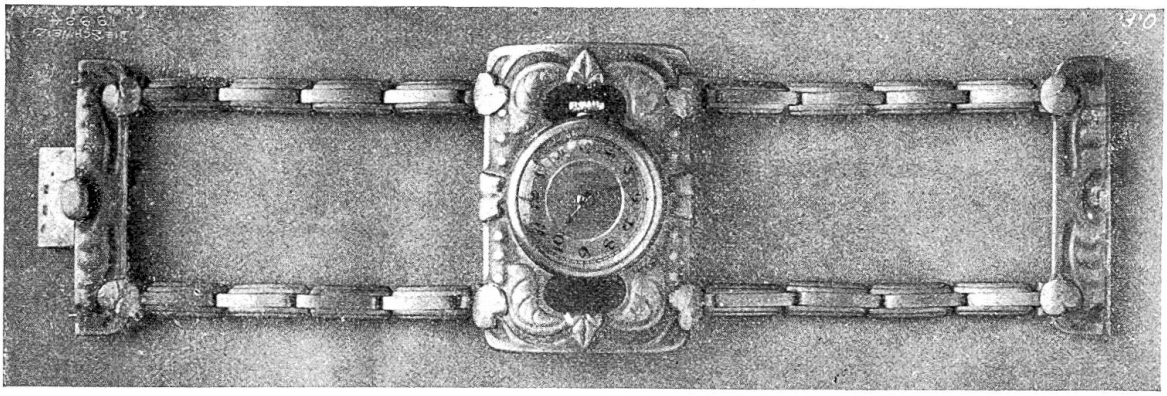
Aus der schimmernden, zwar durchaus nicht gebrechlichen, doch auch nicht überstarken Reihe meist silberner Gegenstände greife ich einige heraus, die mir zur Lust gereichen, just wie sie mir in die Hand gleiten oder wie die Hand, die gerne das kühle, feste, sicher-schwere und vollgeformte Metall kost, sie selber auswählt. Da ist ein Petschaft (S. 563), aus dessen

Grundfläche ein Frauenbild, ein strenges und doch in den Falten des Geheimnisses lächelndes, emporwächst; ein Zeigefinger preßt die redelustigen Lippen nieder. Diesem Formgedanken entspricht auf einem Falzmesser (S. 561) eine Sphinx, die fast aus nichts besteht, mit einem Nichts von Gesichtszügen bange macht und um deren Haupt das Metall des Messers sich wie ein Nonnenschleier windet. Doch ist weder hier noch dort durch die Figur eine nennenswerte Unhandlichkeit des Werkzeugs bewirkt. Das Antlitz wirkt eigen und ist doch ganz ein in das notwendige Wesen des Gegenstandes verfließendes Motiv. Das Ganze ist recht und gut, nicht der Schmuck allein. Nicht das Messer ist geschmückt; das Messer selber schmückt den Tisch, darauf es liegt, und die Hand, die es benützt und in der es lieblich liegt. Eigenartig ist das Wespenstück an einer Hängekette (Abb. nebenstehend): schaukelartig hängt das Mittelglied eines Halsschmucks da; inmitten fällt ein Stein schwer nieder wie eine lautere Frucht, und drei Wespen saugen dran. Auch hier ist kein bloßer flüchtiger Einfall am Werke: die gespannten, energiebeseelten, beringten Wespenleiber entsprechen einem seit Jahrtausenden in Groß- und Kleinarchitektur übersetzten Naturzug, nur mit neuem Reiz, neuer Gliederung. Reizend und kräftig ist ebenso der Ring, der Anklänge an die Silhouettenzeit und an den Schmuck der Biedermeier zeigt, aber trotzdem ein durch und durch eigenständiges Gebilde ist, wie auch ein anderer, wo mehrere aus einem runden Ast entspringende Gabeln den Stein mit nervigem Gezack umfassen. Eigentlich vollkommen sind zwei Stockgriffe (S. 562), der eine ein knotiger, gratiger Knopf, wo, aus Gräten und Knoten, ein wabenartiges dichtes Gefüge den Eindruck einer schönen — Zuverlässigkeit erweckt, und der andere, beschaulichere, gemächliches Spazieren symbolisierende, der eine Schnecke nachahmt, die vorsichtig aus dem Gehäuse kriecht. Das Tierwesen ist recht meisterhaft in Schmuck umgeformt, dessen Windungen und Streckungen das Handinnere wohlig nachfühlt, denen es wonnig nachgeht.

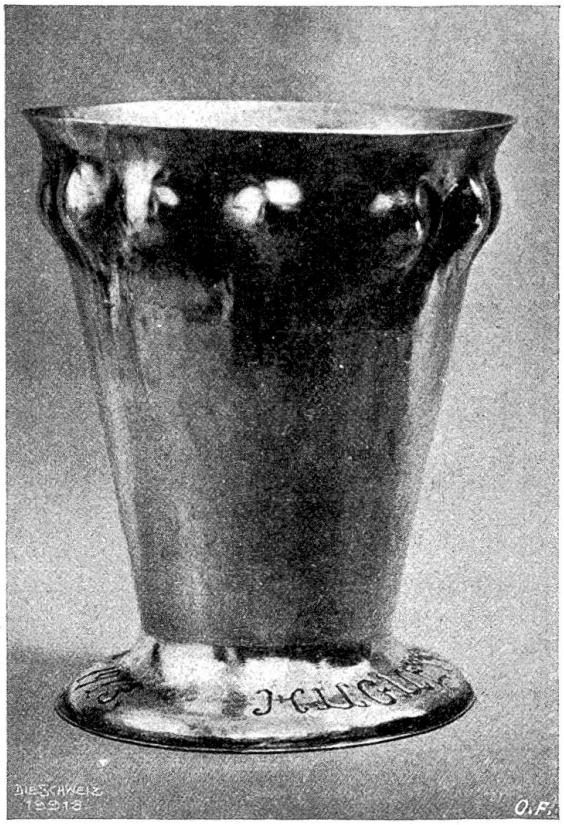


Ernest Röthlisberger, Neuenburg.
Anhänger (mit Wespen).

Auf diese Weise ließe es sich, immer Zweck und Sinn gemäß, bei jedem einzelnen Gegenstand verweilen, der Röthlisbergers Stempel trägt. Nur einige be-



Ernest Röthlisberger, Neuenburg. **Armbanduhr.**



Ernest Röthlisberger, Neuenburg. Gobelet.

sonders glückliche Gestaltungen seien noch mit Namen erwähnt: eine Gürtelschnalle (S. 563) mit einem herrlichen Fischmotiv, ein Prachtstück voll breiter, fast barock schwungvoller Fülle und doch wieder geschmeidiger Beweglichkeit und Freiheit der ornamentalen Sprache. Eine grazile Halskette mit feinem Laubgewinde am Verschluß. Ein wundervolles Armband (S. 558) mit weißlichen und dunkelklaren Steinen, abwechselnd, im Verein mit einer aus animalischem Naturgebild entzückend hergeleiteten Fassung.

Nur ganz vereinzelte Dinge scheinen noch eines letzten Anlaufs zu bedürfen. Namentlich solche, wo von Haus aus Ungleichartiges gebunden werden soll. Hier ist das Gebiet der für uns Schweizer, so, wie unsere Verhältnisse sich gestaltet haben, wichtigsten Aufgabe: die Uhr formal zu bewältigen. Es handelt sich nicht darum zu streiten, ob die Taschen- oder die Armbanduhr vorzuziehen sei. Soviel ist zweifellos für die Kunst Tatsache: sie beschäftigt sich vernünftigerweise wesentlich mit dem Sichtbaren. Die Armbanduhr ist sichtbar. Also muß sich die Metallplastik der Armbanduhr annehmen. Da sind für beide fruchtbare Möglichkeiten. Wir würden uns freuen, wenn es einem Künstler hier gelingen sollte, das Ei auf den Tisch zu stellen, daß es nicht in ewigen Versuchen schwankt. Röthlisberger kommt mit seinen Kugeln, seinen gedehnten Ringen der Sache leidlich nahe. Aber noch ist der Gegensatz der harten, eckigen Ziffern, dem Spiegelglas und dem weichen flächigen, mattern Metall nicht überbrückt.

Auch sonst mag noch manche dringende Aufgabe seiner soliden Tatkraft harren. Wie denn sein Reich keine Grenzen hat, die Sonne, so hoffen wir, nie darin untergeht. So, wie er sich heute darstellt, bietet er erfreuliche Bürgschaft, daß wir einer unabsehbaren Folge sachlicher, reifer, aus echtem, hohem, doch immer noch erdnahem Bildnergeist erwachsender, gebrauchsreifer, formenklarer Gegenstände entgegensehen können, die man gern auf ferne Enkel vererben möchte, die über den Alltag hinaus, wie ehedem, ganze Geschlechter erquicken. Dr. Johannes Widmer, Genf.

Dramatische Rundschau III.

Die zweite Hälfte der mit Ende Juni abgeschlossenen Spielzeit des Zürcher Stadttheaters bietet — im Schauspiel — ein Bild von seltener Unausgeglichenheit. Einige ragende Gipfel, von fremder Hand aufgeführt, einige eigene Anstrengungen, berechtigten Forderungen Genüge zu tun, und dazwischen eine weite Strecke öden Flachlandes. Wer den Gang der Ereignisse aufmerksam verfolgte, dem konnte das Fehlen eines zielbewußten künstlerischen Planes nicht entgehen, er mußte die Empfindung haben, daß der Spielplan mehr nach den Bedürfnissen des Augenblicks als nach einem festen, weitausblickenden Programm gebildet wurde. Es ist klar, daß außerordentliche Zeiten auch im Theaterbetrieb ungewöhnliche Erscheinungen zutage fördern, erfreuliche und unerfreuliche, und man wird die letztern umsomehr zu entschuldigen geneigt sein, je mehr man sich durch die ersten entschädigt sieht. Man mag dem übertriebenen Gastspielsegen, der sich letzten Winter über das Zürcher Theater ergoß, nicht sonderlich hold sein, zuzugeben und festzustellen ist doch, daß die Gesamtgastspiele des Wiener